Das Altertum und der Patriotismus

Paul Cauer

Das Altertum

und der Patriotismus.

Rede zur Vorfeier

des

Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs

am 21. März 1883

im Königlichen Wilhelms-Gymnasium in Berlin

gehalten von

Dr. Paul Cauer,
Gymnasiallehrer.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1883.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hochgeehrte Gäste unseres Hauses! Hochgeehrte Herren, Direktor und Lehrer dieser Anstalt! Liebe Schüler!

Das frohe und dankbare Gefühl, mit dem wir jedesmal den Abschluß eines längeren Zeitraumes in unserem Schulleben feiern, muß heute einer größeren, allgemeineren Empfindung Raum geben, der Vorfreude auf den morgenden Tag, den Geburtstag unseres Kaisers und Königs. Und indem wir dieser Empfindung nachgehen, werden unsere Gedanken hinausgeführt aus den Mauern dieses Hauses in den weiteren Bereich unserer Stadt, unseres Landes. Wo auch immer deutsche Bürger unter dem friedebringenden Scepter unseres greisen Herrschers wohnen und arbeiten, da jauchzt man dem Tage entgegen, der für ihn den Anfang des 87sten Lebensjahres heraufführt. Nirgends aber äußert sich die allgemeine Freude heller und lauter als in unserer Stadt. Ihr werdet es morgen sehen, wie in allen Straßen die Häuser mit Fahnen geschmückt werden; ihr wißt, wie an solchem Tage die Menschen sich um das kaiserliche Schloß zusammendrängen, um diejenigen zu beneiden, denen es gestattet ist selber dem geliebten Herren ihre Glückwünsche darzubringen; ihr habt neulich erfahren, wie überall, wo Männer durch gleichartige Thätigkeit im öffentlichen Dienste zu einer Gemeinschaft verbunden sind, sie in fröhlichem Zusammensein den Tag feierten bei Paukenschlag und Becherklang.

Fast könnte es scheinen, als ob inmitten aller der glänzenden und schallenden Zeichen der Freude die Schule etwas zurückstände mit dem, was sie leistet, um auch ihrer Gesinnung Ausdruck zu geben. Aber laßt uns die Stunde unseres Zusammenseins nicht gering achten! Richtig angewendet, vermag sie der Feier des mor-

genden Tages gerade für euch, liebe Schüler, einen eigentümlichen Inhalt zu geben. Denn so sehr es an sich berechtigt und besonders eurem jugendlichen Alter angemessen ist, an den lauten Äußerungen der patriotischen Gesinnung teilzunehmen, welche in uns allen nie stärker sich zeigt als am Geburtstage unseres Kaisers, so geziemt es doch andrerseits dem Ernste dieses Ortes, über den Grund und eigentlichen Inhalt solcher Gesinnung nachzudenken und sich der einzelnen Empfindungen bewußt zu werden, welche man unter dem Namen Patriotismus zusammenfaßt. Und wie könnte dies besser geschehen, als im Anschluß an eben die Gedanken, welche den Hauptteil der Beschäftigung des Gymnasiums ausmachen? Nirgends anders als im klassischen Altertum sind ja die ewigen, unverrückbaren Grundlagen zu finden, auf denen der so überaus künstliche und mannigfaltige Bau unserer heutigen Kultur aufgeführt worden ist. Die Sprache der Griechen und Römer ist es, die für uns dichtet und denkt, wir mögen es merken wollen oder nicht; die Kunst bemüht sich immer von neuem den Schwung der Linien und das Ebenmaß der Glieder den Trümmern der verschwundenen Herrlichkeit abzulernen, welche ein neidisches Geschick uns gegönnt hat; auf dem Gebiete des Rechtes sind die Formen und Gesetze maßgebend geblieben, welche vor zwei Jahrtausenden der unerbittliche Scharfsinn des römischen Volkes gefunden hat; ja selbst in den Wissenschaften, deren Jünger am dreistesten den Respekt vor der Vergangenheit ableugnen, — in den exakten Wissenschaften — beugen sich die Meister in Ehrfurcht vor den gewaltigen Männern der alten Zeit, einem Aristoteles, Epikur, Euklides, welche die Denkweise geschaffen haben, die dann spätere Geschlechter nur weiter pflegen und vervollkommnen durften. Fast alle geistigen und sittlichen Kräfte, die das vielgeschäftige, von Leidenschaften verwirrte Leben unserer Zeit im Innersten bewegen, haben ihren Ursprung schon in der antiken Welt, und wer sie verstehen will, der muß sie da zu ergreifen suchen, wo sie dem Ursprunge noch nahe sind. So ist auch

der Patriotismus, der uns erfüllt, zwar ein selbsterworbener Besitz unseres Volkes; aber vorhanden und lebendig war die gleiche Denkweise bei Griechen und Römern, ja sie war unter den einfacheren Verhältnissen, in denen sie lebten, zu einer Vollkommenheit ausgebildet, von der auch wir noch allen Grund haben zu lernen. Deshalb soll es heute unsere Aufgabe sein, das Wesen und den Grund der patriotischen Gesinnung dadurch uns klar zu machen, daß wir die Formen betrachten, in welchen sich diese Gesinnung bei den Völkern des klassischen Altertums entwickelt hat.

Einfach und natürlich wie alle Empfindungen der ältesten Menschen ist auch ihre Liebe zum Vaterlande. Und doppelt natürlich mußte sie bei dem Volke sein, das sich die herrlichen Landschaften von Hellas zu Wohnsitzen auserlesen hatte, mit ihren Bergen und Thälern, ihren Saatfeldern und Olivenhainen, mit dem dunkelblauen Himmel darüber und dem schimmernden, wogenden Meere ringsum. Die Liebe des Griechen zu dem Boden, auf dem er erwachsen war, hatte doch wenig gemein mit der stumpfsinnigen Anhänglichkeit des Bauern, der sich von der Scholle nicht losreißen kann. Das Meer, das sich mit freundlichen Buchten überall ins Land hineindrängte, lockte die Bewohner hinaus zu kühner Fahrt in die duftige, neblige Ferne. Aber wenn sie dem lockenden Rufe gefolgt waren, so vergaßen sie draußen nicht, was sie zurückgelassen hatten. Ihr kennt den Helden, in dessen sagenhaften Schicksalen die Wanderlust des griechischen Volkes verkörpert ist. Nach unendlichen Mühsalen und Gefahren auf eine einsame Insel verschlagen, hat er an allem Überfluß, was das Leben angenehm macht; Unsterblichkeit und ewige Jugend wird ihm versprochen, wenn er bleiben will: er aber sitzt freudlos am Strande der See und begehrt nur den Rauch aufsteigen zu sehen von seinem Heimatlande und möchte sterben vor Sehnsucht. Und wie rührend klingen die Worte, in denen der Dichter an einer anderen Stelle ihn selbst aussprechen läßt, was er empfindet:

ὡς οὐδὲν γλύκιον ἧς πατρίδος οὐδὲ τοκήων
γίγνεται —
Denn nichts ist doch süßer als unsere Heimat und Eltern,
Wenn man auch in der Fern' ein Haus voll köstlicher Güter
Unter fremden Leuten, getrennt von den Seinen, bewohnet.

Doch nicht bloß von Thränen und Worten, auch von Thaten der Vaterlandsliebe weiß der blinde Sänger zu berichten. Durch den Frevel eines Einzelnen ist der Streit entfacht; scheinbar geringfügig ist der Anlaß; aber nun stoßen die Völker zusammen und ringen mit einander in jahrelangem, blutigem Vernichtungskampfe. Glänzende Waffenthaten geschehen hüben wie drüben; allen voran leuchtet der göttliche Held, mit dessen Namen das Lied beginnt: aber wie viel herzlicher ist unsere Teilnahme, wie viel reiner unsere Bewunderung für die bescheidene Größe des trojanischen Königsohnes! Er kennt den Urheber alles Unglückes, seinen eigenen Bruder; er weiß, daß er für eine verlorene Sache kämpft, daß vom Schicksal der Fall der Stadt beschlossen ist: doch ohne Murren opfert er alles, was er hat, Weib und Kind und das eigene Leben, um seinen Mitbürgern ein Hort zu sein im Kampfe und, so lange die Götter noch Aufschub verstatten, den grimmigen Feind von den heimischen Altären fern zu halten. Die älteren unter euch, die das beneidenswerte Glück genießen, jene unsterblichen Gesänge zum ersten Male in ihrer ursprünglichen Gestalt zu lesen, erinnern sich wohl der Worte, in denen Hektor, als im trojanischen Lager über allerlei kluge und vorsichtige Maßregeln, über die Beobachtung der von den Göttern gesandten Wahrzeichen beraten wird, zornig durch das viele Gerede kurz und gut seine eigene Sinnesweise wie in einem Wahlspruch bekennt:

εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνασθαι περὶ πάτρης.
Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten.

Der so sprach, war, wenn wir der Sage glauben, kein Grieche. Der Vater Homer kennt noch nicht den Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren; er denkt sich Lebensweise und Sprache, Religion

und Kunst des angegriffenen Volkes ganz die gleichen wie die des angreifenden. Bald wurde das anders. Je mehr die Griechen auf ihren Seefahrten mit fremden Völkern in Berührung kamen, desto mehr wurden sie sich der Trennung von jenen, der Gemeinschaft untereinander bewußt, welche durch die Sprache bedingt wurde. Und wie in dem Begriffe des Barbarentums das stolze Nationalgefühl, mit dem sie sich gegen anders redende abschlossen, ausgedrückt ist, so bildeten wieder innerhalb der griechischen Sprache die feineren Unterschiede der Mundarten zugleich ein Merkmal und ein Bindemittel der engeren Zusammengehörigkeit in Landschaften und Stämmen. Wunderbar ist, mit welcher Treue solche Merkmale festgehalten wurden, nicht nur von den Bewohnern einer Stadt oder von den Gliedern eines Bundes, sondern auch von den Kolonisten, die in die fernsten Gegenden entsendet waren. Der Bürger von Agrigent konnte noch Jahrhunderte nach der ersten Gründung seiner Stadt, wenn er etwa nach Rhodus kam, sich dort angeheimelt fühlen, weil dieselben Klänge der menschlichen Stimme, dieselben Eigenheiten, ja dieselben kleinen Fehler des Sprechens sein Ohr trafen wie zu Hause. Und solche Übereinstimmung in der Sprache wie in der Schrift findet sich fast überall zwischen Mutterstadt und Kolonie. Sie ist eine Folge und ein äußeres Zeichen des lebendigen Verkehres, der herüber und hinüber spielte und die räumlich getrennten durch ein Gefühl der Einheit zusammenhielt. Wir sehen hier den Patriotismus der Griechen auf einer fortgeschrittenen Stufe seiner Entwickelung, auf der die Liebe zur vaterländischen Erde überwogen wird durch das Bewußtsein gleicher Abstammung, gleicher Staatseinrichtungen, gleicher Religionsgebräuche, das die Menschen verbindet.

Wenn nun dieses Bewußtsein der politischen Zusammengehörigkeit auch über weite Räume hin mächtig war, so mußte es doch um so kräftiger wirken, je enger gezogen und je fester gegen außen abgeschlossen der Kreis war, den es ausfüllen sollte. Beides war nirgends in solchem Maße der Fall wie in Sparta. Es ist bekannt,

wie hier durch das Interesse des Staates alle anderen Interessen nicht sowohl beherrscht als ersetzt wurden. „Wie die Bienen“, sagt ein alter Geschichtschreiber, „gewöhnte Lykurg die Bürger mit dem Ganzen verwachsen zu sein und sich immer um den Führer zu scharen, so daß sie es gar nicht kannten für sich zu leben.“ Und nicht nur den Männern mutete man zu Frau und Kinder zu verlassen und sich den Genossenschaften anzuschließen, welche der Staat vorschrieb: auch die Knaben wurden in zartem Alter der mütterlichen Pflege entzogen und ganz der öffentlichen, durch die Behörden geleiteten Erziehung unterworfen. So erlangte man freilich, daß alle Bürger von einem großartigen Gemeinsinn erfüllt waren. Einst galt es, zum Kriege eine auserlesene Schar aus den 300 edelsten spartanischen Jünglingen zu bilden; Paidaretos war einer von denen, welche sich Hoffnung machen durften dazu zu gehören; aber die Wahl der Feldherren fiel nicht auf ihn: strahlend vor Freude ging er nach Hause, seinem Vaterlande Glück wünschend, daß es 300 junge Männer besitze, die noch wackerer seien als er selbst. Wie stolz und wie bescheiden! Und das war nicht die Tugend eines Einzelnen; sondern in hunderten von Beispielen haben die Männer von Lakedaimon die gleiche Gesinnung ausgesprochen und durch die That bewährt.

Doch wie erhaben auch diese Gesinnung ist, sie erweckt uns, wenn wir ehrlich sein wollen, mehr Bewunderung als Liebe. Es scheint uns ein Staatsleben möglich zu sein, das die Wünsche und Bedürfnisse des einzelnen Menschen nicht verbietet, sondern in sich aufnimmt und aus ihnen sich selber aufbaut. Von solcher Art war in seiner besten Zeit das athenische Gemeinwesen. Auch hier ist es, wie in Sparta, ein großer Mann, dem die Geschichte die ursprüngliche Ordnung des Staates zuschreibt. Unter den gesetzlichen Bestimmungen, die er getroffen hat, erscheint als besonders charakteristisch das ausdrückliche Verbot, das für jeden Bürger galt, in den Parteistreitigkeiten, von denen die Stadt nicht frei bleiben konnte, sich neutral zu verhalten. Solon wußte recht wohl, daß sich hinter

solcher scheinbaren Friedensliebe nur unedle Bequemlichkeit, Gleichgiltigkeit gegen das gemeinsame Interesse und Scheu, ihm etwas von dem eigenen aufzuopfern, verbergen würden. Und das waren vor allen die politischen Laster, die er bekämpfen wollte und, freilich nicht bloß durch dieses Verbot, sondern durch den ganzen Charakter seiner Gesetzgebung und besonders durch das ehrwürdige Beispiel staatsmännischer Tugend, das er selber gab, mit Erfolg bekämpft hat. Glücklicherweise waren es bald nicht innere Kämpfe, in denen die Athener die von Solon zuerst gepflegte Gesinnung erproben konnten. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich die Begeisterung und den Opfermut, mit dem sich das Volk in den Perserkriegen erhob, ausführlich schildern vor einer Zuhörerschaft, in der auch die Jüngsten mit diesen Ereignissen ganz wohl bekannt sind und schon angefangen haben die Helden jener großen Zeit aus eigener Lektüre der alten Quellenschriften lieb zu gewinnen. Nur bei einem Bilde laßt mich einen Augenblick verweilen: wie in der Nacht vor der Seeschlacht bei Salamis ein athenischer Mann, derselbe, den das Volk einst den Gerechten genannt, dann aber mißtrauisch verbannt hatte, auf einem kleinen Kahne durch die Schiffe der Perser sich hindurchgeschlichen hat und den Führer der athenischen Flotte aus seinem Zelte rufen läßt. Jener ist sein bitterster Feind, der Urheber seines Sturzes. Aber jetzt, da das Vaterland in Not ist, hat er allen persönlichen Groll vergessen: er ist zurückgekehrt und bietet dem Gegner die Hand, nicht zur Versöhnung, sondern um in einem neuen Sinne den alten Streit fortzusetzen, um zu erproben, wem von beiden es gelingen werde in der Aufopferung für den Staat den anderen zu übertreffen. So frei von aller Eitelkeit und Selbstsucht ist ein wahrer Patriotismus.

Fragen wir, wodurch die kleinen Häuflein der Griechen so unüberwindlich waren für die gewaltigen Barbarenmassen, die gegen sie herangeführt wurden, so finden wir den Grund in einem Umstande, den gerade wir Deutsche und wir Preußen besonders leicht

zu würdigen verstehen, in einer Einrichtung des Heerwesens, die damals in Griechenland wohl noch mehr für selbstverständlich galt als heute bei uns. Nicht eine Truppe bezahlter Kriegsknechte, sondern das Volk selber in Waffen trat dem Feinde entgegen. Von dem Rechte des Bürgers war die Pflicht des Soldaten unzertrennlich. Und das galt nicht bloß in jener Zeit der höchsten Not, sondern immer vorher und noch lange nachher. Keinem möchte man wohl einen friedlicheren Sinn und ein zarteres Empfinden zutrauen als dem Dichter der Antigone; und doch hat er als Krieger seinem Vaterlande gedient wie jeder andere. Als die Athener im Jahre 440 einen Seezug gegen die Insel Samos unternahmen, war Sophokles einer der 10 Strategen, welche die Flotte führten. Bekannter noch sind die militärischen Leistungen eines anderen unter den Geistesheroen der Griechen, des tiefsinnigen Weltweisen, Sokrates. Drei Feldzüge hat er als gemeiner Hoplit mitgemacht und in ihnen nicht nur durch Tapferkeit vor dem Feinde sich ausgezeichnet, sondern auch durch seine Ausdauer in Strapazen, durch die geringschätzige Miene, mit der er Hunger und Kälte ertrug, die Kameraden beschämt.

Es ist nicht möglich von dieser Zeit und von diesem Manne zu sprechen, ohne seines Schülers, des Jünglinges zu gedenken, in dem das griechische Wesen mit allen seinen guten und schlimmen Eigenschaften aufs deutlichste ausgeprägt war, des Alkibiades. Sein Charakter und sein Leben, weil sie gewissermaßen typisch sind für die seines Volkes, helfen uns auch die Ursachen verstehen, durch welche damals die ganze griechische Welt einem unaufhaltsamen Verfall zutrieb. Einst, als er seinen Vormund Perikles besuchen wollte, wurde er nicht vorgelassen; jener denke darüber nach, hieß es, wie er den Bürgern Rechenschaft ablegen wolle von seiner Amtsführung. „Wäre es nicht besser," sagte Alkibiades im Weggehen, „wenn er darüber nachdächte, wie er in Zukunft nicht mehr Rechenschaft abzulegen brauchte?" Anziehend und lehrreich ist der Gegensatz zwischen

diesen beiden Menschen: auf der einen Seite der Mann, der bei allem berechtigten Selbstgefühl, bei allem Bewußtsein von der Größe seiner Thaten, doch durchdrungen bleibt von dem Gedanken, daß er nur der erste Diener des Staates ist; auf der anderen Seite der Knabe, der in junkerhaftem Übermute die öffentliche Thätigkeit nur deshalb begehrt, weil sie ihm den Weg öffnen soll zur Befriedigung des eigenen Ehrgeizes. Hätte er nur allein gestanden mit dem, was er dachte! Aber, weniger geistreich und weniger liebenswürdig als er, krankten doch die meisten seiner Zeitgenossen an einer ähnlich frivolen Gesinnung. Zwar kämpften auch sie mit Tapferkeit und mit wachsender Leidenschaft, ein jeder für die Macht und den Glanz seiner Vaterstadt; aber daß es über der Einheit, welche die Bewohner einer Stadt umschließt, eine höhere Einheit des ganzen Volkes gebe, das schien vergessen. Die natürliche Entwickelung, welche das patriotische Denken der Griechen von der naiven Liebe zum heimischen Boden durch das Gefühl der engeren Stammverwandtschaft hindurch zur Begeisterung für Freiheit und Größe des gemeinsamen Vaterlandes geführt hatte, diese Entwickelung war unterbrochen. In den endlosen Zwistigkeiten der Stämme untereinander mußten auch die edlen Kräfte, mit denen man von allen Seiten in den Streit eingetreten war, immer mehr in das Gemeine hinabgezogen werden; die Selbstsucht, welche jede der wetteifernden Parteien in den Kampf hetzte, teilte sich den einzelnen Menschen mit, welche an diesem Kampfe teilnahmen.

So traurig war das Bild, welches das politische Treiben seiner Zeit dem Sokrates darbot: es mußte eher Abscheu als Begeisterung in ihm erwecken. Zwar hat er es nicht verschmäht als Beamter so gut wie als Soldat seine Pflicht zu erfüllen; aber er hielt andrerseits mit seiner Kritik der athenischen Verfassung nicht zurück, er spottete über die Vielgeschäftigkeit der Bürger, die alle das Regieren selber verstehen wollten. Ja, es wird erzählt, Sokrates sei der erste gewesen, der die Frage, was für ein Landsmann er sei, damit

beantwortet habe, daß er sich für einen Bürger der Welt erklärte. Der Kosmopolitismus war eine Anschauung, welche den Griechen bald geläufig wurde; zu ihr flüchteten gerade die Besten der Nation, die an dem kleinlichen Parteihader der Menge nicht teilnehmen mochten; es hatte etwas Großartiges, sich so von allen Banden der Abstammung frei zu denken, die ganze Welt als Heimat, alle Menschen als Mitbürger mit gleicher Liebe zu umfassen. Und doch führte diese Ausdehnung des Vaterlands-Begriffes notwendig dazu, die Menge der Pflichten zu veringern, die ein jeder gegen das Vaterland übernahm. Göttlich zu empfinden ist uns Menschen nicht gegeben. Die Beschränkung unserer Gemeinschaft durch Familie und Wohnsitz, Volk und Staat ist nicht zufällig entstanden; sondern die Natur selber hat uns diese Kreise gezogen, damit wir mit unseren Kräften imstande seien jeden einzelnen von ihnen auszufüllen. Wer glaubt oder sagt, daß er gleich warm für alle Menschen empfinde, der ist in Wahrheit gleich kühl gegen alle. Der Kosmopolitismus ist ein schöner Name für die Vaterlandslosigkeit. Überall da kommt er zur Herrschaft, wo ein Volk so zersplittert ist, daß der Zwang des engeren Vaterlandes den tüchtigen Mann bedrückt, ohne daß doch eine Kraft vorhanden wäre, um die verzettelten Funken des Interesses, mit dem jedermann seinem eigenen Städtchen oder Ländchen anhängt, in die heilige Flamme eines großen, nationalen Sinnes zu vereinigen.

Zum letzten Male sollte im griechischen Volke solche Kraft aufleuchten; zum letzten Male, herausgefordert durch die feindliche Macht, welche der Freiheit aller den Untergang drohte, sollte ein Mann sich erheben, der zwar viele in vielem, aber in einem alle griechischen Männer übertroffen hat, in der Hingabe an das Vaterland, und dem es, wenn auch nur für kurze Zeit, gelungen ist durch seine Flammenworte selbst die Trägen und Gleichgiltigen zu mutigem und entschlossenem Handeln anzufeuern. Besser als damals seine Landsleute sind heute wir imstande die Größe des Mannes zu würdigen,

wenn wir ihn mit dem eitlen Römer vergleichen, der es gewagt hat ihn nachahmen zu wollen, mit jenem virtuosen Künstler des Stiles, der die ehrwürdige lateinische Sprache gelehrt hat, nach gefälliger Weise tänzelnd einherzuschreiten, daß ein Unkundiger, der sich an dem klingenden Rhythmus erfreut, gar nicht merkt, wie den zierlich durch einander geschlungenen Gliedern Kraft und Mark im Innersten fehlt. Wie anders der griechische Staatsmann! Demosthenes war kein Genie im trivialen Sinne des Wortes; man warf seinen Reden vor, sie röchen nach der Lampe, bei deren Schein sie ausgearbeitet waren: und doch, welche wunderbare Gewalt auch in seiner Sprache! Wie wenn jemand mit leichter Bewegung des Armes Marmorblöcke zerschnitte, so zerteilt er die Gedanken; mag er nun durch die immer dringendere Schilderung der gefährlichen Macht des Makedonenkönigs die Bürger aus ihrem sorglosen Behagen aufrütteln wollen, oder sie beschämen durch die Tugend ihrer Väter, der Kämpfer von Marathon, der Helden des peloponnesischen Krieges, an die er sie erinnert. Mühsam und allmählich nur überzeugte er die Athener; ein großer Schlag mußte fallen, ehe sie ihm ganz glaubten. Es war im Herbst des Jahres 339, als die Nachricht, König Philipp habe Elateia in Phokis besetzt, in der ganzen Stadt eine fieberhafte Aufregung hervorrief. Der Bote, der den Prytanen die schlimme Kunde zugetragen hatte, wurde in die Volksversammlung geführt, um sie hier zu wiederholen. Nun fragte der Herold, wer sprechen wolle: keiner meldete sich. Es gab glänzende Redner in der Versammlung, es gab gute Patrioten genug, es gab reiche Männer von edler Gesinnung, die bereit waren Tausende für die Rettung des Vaterlandes zu opfern: aber wessen Mut war einem solchen Ereignis gewachsen? Der Herold fragte zum zweiten Male: Totenstille ringsumher. — Da trat Demosthenes vor. Mit einer Schlichtheit der Rede, die erschütternd wirkte, erklärt er dem Volke, warum es so hat kommen müssen, zeigt er den Bürgern, was nun zur Rettung gethan werden kann. Sie sollen den alten Parteihaß

gegen die Thebaner und das Mißtrauen, das gerade jetzt alle beherrschte, überwinden und aus freien Stücken der Nachbarstadt Hilfe gegen den gemeinsamen, übermächtigen Feind anbieten. Das war keine kleine Zumutung. Aber der Augenblick war so gewaltig, daß niemand zu widersprechen wagte. Demosthenes ging selbst als Gesandter nach Theben, und das Bündnis kam zustande. Noch einmal sah die Geschichte ein Heer von Griechen mit dem Heldenmute früherer Geschlechter für seine Freiheit kämpfen. Es war vergebens: die Unterwerfung unter die makedonische Herrschaft war vom Schicksal beschlossen. Aber so nachhaltig war die Wirkung, welche die begeisterte Thätigkeit des Demosthenes ausgeübt hatte, daß die Bürger auch nach der Schlacht von Chaironeia nicht von ihm abfielen, sondern ihn jetzt mehr als je durch ihr Vertrauen auszeichneten. Man berief ihn, um den Gefallenen die Gedächtnisrede zu halten, und einige Jahre später wurde er auf Volksbeschluß durch Erteilung eines goldenen Kranzes, nach damaliger Sitte, für seine Verdienste um den Staat belohnt. Es ist bekannt, wie seine Gegner versucht haben ihm diesen Preis streitig zu machen, und wie er selbst, gezwungen sich zu verteidigen, den Anlaß benutzt hat, um in der herrlichen Rede, die ihr alle einmal lesen werdet, sein ganzes politisches Thun und Denken darzulegen. Den Vorwurf der Überhebung fürchtete er nicht. „So groß," sagt er, „war nach meiner Überzeugung die Gefahr, welche den Staat betroffen hatte, daß sie keinerlei Rücksicht auf die eigene Sicherheit zuließ, sondern daß jeder zufrieden sein mußte, wenn er bis zum äußersten seine Pflicht gethan hatte. Für mich selber aber war ich überzeugt, vielleicht aus Unverstand, aber ich hatte die Überzeugung, daß, wenn jemand einen Antrag stellen sollte, niemand es besser thun würde als ich, noch besser darüber verhandeln, noch, wenn es einer Gesandtschaft bedürfte, irgend jemand eifriger und rechtschaffener sie ausrichten würde. Deshalb habe ich überall mich selber hingestellt." — Demosthenes hatte ein Recht so zu sprechen. Was anderes aber als Mitleid, wenn nicht etwas noch

Schlimmeres als Mitleid, verdient der Jüngling, dem nicht, wenn er die Worte des großen Mannes liest, das Herz höher schlägt, in dem sie nicht den Entschluß wecken, einst ihm ähnlich gesinnt zu werden, so ehrenfest und wacker, so bereit das ganze Leben dem Vaterlande zu widmen und zuletzt, wenn alles verloren ist, zu sterben für die heilige Überzeugung!

Als Demosthenes im Poseidon-Tempel auf Kalauria freiwillig Gift trank, um sich den Häschern der makedonischen Gewalthaber zu entziehen, starb der letzte große Patriot, den Griechenland besessen hatte. Unterdessen war schon im Westen die Macht gegründet und befestigt worden, welche bestimmt war die Führerrolle in der Weltgeschichte von den Griechen zu empfangen. Was die Römer mehr als jedes andere Volk befähigte diese Rolle zu übernehmen, das war die unbeugsame Stärke ihres Charakters eben in dem Punkte, von dem hier geredet wird. Von jeher hatte ihnen der Patriotismus nicht als eine Tugend, nicht als die wichtigste unter mehreren, sondern als die Tugend schlechthin gegolten. Und ihr Patriotismus war sehr verschieden von dem naiven, fröhlichen Heimatsgefühl, das die Griechen mit ihrem Lande verband; er beruhte auch nicht oder doch nicht in erster Linie auf einem starken Gefühle der Blutsverwandtschaft. Bezeichnend ist vielmehr für die Sinnesweise der Römer die Art, wie sie selbst sich die Entstehung ihres Gemeinwesens zurechtgelegt und in der Gründungssage fixiert haben. Flüchtlinge und Verbannte, entlaufene Sklaven und Verbrecher sollen es gewesen sein, welche, von weit und breit dem Rufe des Romulus folgend, in dem Asyl am capitolinischen Hügel zusammenkamen, durch freien Entschluß eine Gemeinde bildeten und die Frauen, deren sie zur Sicherung ihres Bestandes bedurften, durch einen gemeinsamen Gewaltakt erwarben. Diese Erzählung ist gewiß erfunden; aber dadurch beweist sie nur um so deutlicher, daß nicht Vaterlandsliebe noch das Gefühl gleicher Abstammung den Patriotismus der Römer ausmachte, sondern das Bewußtsein der Unterordnung unter einen gemeinsamen

Staatszweck. Und eben dies lehrt auf jedem ihrer Blätter die römische Geschichte. Zwar hat es überall und zu allen Zeiten wackere Männer gegeben, welche erst Bürger und Soldaten und Beamte sein wollten, ehe sie es für erlaubt hielten Menschen zu sein, und die entschlossen waren alle, selbst die teuersten und heiligsten Gefühle ihres Herzens in den Staub zu treten, wenn die Pflicht ihres Amtes es gebot: aber nirgends hat diese Gesinnung für so natürlich gegolten, nirgends haben hervorragende Beweise derselben so warmen Beifall gefunden als in Rom. Ist es nötig an Brutus zu erinnern, der mit thränenleerem Auge zusah, wie seine Söhne, weil sie die Republik hatten verraten wollen, unter den Beilen der Lictoren fielen? oder an den Consul Manlius Torquatus, der seinen Sohn töten ließ, weil er gegen das strenge Verbot des Feldherrn sich in ein Gefecht eingelassen hatte? Als Sieger, mit reicher Waffenbeute beladen, kehrte der Knabe ins Lager zurück; das ganze Heer jubelte ihm zu. Da berief der Vater eine Versammlung des Kriegsvolkes, stellte den Sohn als Angeklagten sich gegenüber und sprach: „Soviel an dir lag, Titus Manlius, hast du die Kriegszucht, durch welche bis auf diesen Tag Rom groß gewesen ist, zerstört. Jetzt gilt es, entweder durch deinen Tod die heilige Autorität des Consuls zu besiegeln oder durch deine Begnadigung sie für immer zu vernichten. Daher wirst du selbst, wenn nur ein Tropfen meines Blutes in dir ist, dich nicht weigern, daß die Kriegszucht, welche durch deine Schuld gefallen ist, durch deine Bestrafung wieder aufgerichtet werde. Geh, Lictor, binde ihn an den Pfahl."

Mit schaudernder Bewunderung stehen wir vor solcher Charakterstärke. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß nur ein Volk, dessen Führer so dachten, imstande sein konnte den Beruf zu erfüllen, welcher den Römern in der Weltgeschichte geworden ist. Eben der unbarmherzig abstrakte Staatsbegriff, den sie geschaffen haben, zeigt, wie viel reifer ihr politisches Denken war als das der Griechen. Während diese nicht dahin gelangt waren, die gesonderten Staats-

gebiete ihres kleinen Landes in eine Einheit zusammenzufassen, haben jene ihr Reich über den Erdkreis ausgedehnt, ohne daß das feste Gefüge verloren ging, welches Gemeinsinn und Bürgertugend dem Ganzen gaben. Freilich, unliebenswürdig war diese Tugend durch und durch, und ich will nicht dabei verweilen, sie auszumalen. Vergebens sucht ihr in der römischen Geschichte einen Namen, mit dem ihr ein einzelnes leuchtendes Beispiel des Patriotismus bezeichnen, dessen Träger ihr mit Begeisterung als ein Vorbild für euch selbst wählen könntet. Unter den Männern, welche Rom groß gemacht haben, sind wenige, welche nicht die höchste Achtung, viele, welche Bewunderung verdienen: unsere Liebe zu gewinnen vermag nicht einer, — auch Cäsar nicht, so groß er war. Wir lesen von der bezaubernden Macht, welche von seiner Person ausging, von der fast abgöttischen Verehrung, mit der die Soldaten an ihm hingen, und wir haben keinen Grund, solchen Nachrichten zu mißtrauen: aber auf unser Gemüt übt dieser Gewaltige die erkältende Wirkung aus, welche der vollendete Egoismus, auch wo er mit den großartigsten Eigenschaften des Geistes und Charakters verbunden ist, nicht leicht verfehlt. Selbst wenn er die Äußerung, die ihm zugeschrieben wird, er wolle lieber der Erste sein in dem erbärmlichsten Flecken Italiens als der Zweite in Rom, — selbst wenn er diese Äußerung nicht gethan hat, so ist sie doch bezeichnend für die Gesinnung, welche seine Zeitgenossen in ihm erkannten. Nicht Patriotismus war es, sondern eigener Ehrgeiz, was im letzten Grunde sein Handeln bestimmte.

Wo gab es noch wirklichen Patriotismus in jener Zeit des allgemeinen sittlichen Verfalles? Sebst die besten unter Cäsars Gegnern, Männer wie Marcus Brutus und Cato von Utica, machten nur den künstlichen Versuch, Charakter und Thaten ihrer großen Vorfahren nachzuahmen. In der ungestörten Sicherheit des Besitzes hatten die Herren der Welt jene Tugenden verlernt, durch welche die Herrschaft erworben worden war. Selbstsüchtiges Streben, mochte es nun auf Geld und Gut oder auf Macht und Ehre gerichtet sein,

ließ einen mit dem anderen in rücksichtslosem Kampfe wetteifern: Staat und Gesellschaft drohten zu zerfallen. Da war es ein Glück für beide, daß ein neues Mittel gefunden wurde sie zusammenzuhalten. Indem Cäsar die streitenden Interessen soweit unterdrückte, als er sie alle zwang seinem einen, ehrgeizigen Willen zu dienen, schuf er ein leitendes Prinzip, das geeignet war den patriotischen Gemeinsinn wenigstens äußerlich zu ersetzen. Wie früher die Rücksicht auf das Wohl des Staates alle anderen überwogen hatte, so fragte jetzt jeder, was dem Herrscher genehm sei, ehe er an Befriedigung seiner eigenen Wünsche denken durfte. Diesen höfischen Sinn ins Einzelne weiter auszubilden war die Aufgabe der Nachfolger Cäsars; indem sie gelöst wurde, fristete das Reich bei allem inneren Kranksein noch Jahrhundert lange ein Leben, dem es an wirtschaftlichem Gedeihen und an litterarischem Glanze nicht gefehlt hat.

Wie anders geartet war doch dieses römische Kaisertum als unser deutsches ist! Auch für uns ist der Herrscher der Mittelpunkt alles politischen Lebens, die persönliche Verehrung für ihn der Inbegriff alles patriotischen Empfindens. Aber was dort ein notwendiges Übel war, der letzte Halt gegen das hereinbrechende Verderben, das ist hier das glückliche Ergebnis einer emporsteigenden historischen Entwickelung, die natürliche Grundlage eines frischen und kraftvollen Staatslebens. Von jeher war dem deutschen Volkscharakter eigentümlich jenes Gefühl der Fürstentreue, das nicht treffender beschrieben werden kann als mit den Worten des großen römischen Geschichtschreibers, dem wir die erste Kunde über unsere Vorfahren verdanken: „Als unehrenhaft für das ganze Leben und als schimpflich gilt es, aus einem Gefechte entkommen zu sein, in welchem der Fürst gefallen ist; ihn zu verteidigen, zu schützen, auch die eigenen tapferen Thaten seinem Ruhme hinzuzuzählen, ist eine besonders heilige Verpflichtung: die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten.“ — Der scharfblickende Beobachter

fand hier einen ihm unbekannten Zug, ein Element des Patriotismus, das dem Altertum fremd war, am allerwenigsten aber der falschen Unterwürfigkeit ähnlich sah, mit welcher die römischen Bürger der ersten beiden Jahrhunderte n. Chr. vor ihren Gebietern den Staub küßten. Ihnen mußte der Gedanke an das Staatsoberhaupt den Mangel aller Gedanken an den Staat selber ersetzen; uns ist der eine das Bindemittel aller anderen geworden. Wenn wir uns der Liebe erinnern, die uns an unser Heimatland fesselt, der Freundschaft, die uns mit unseren Volksgenossen verbindet, wenn wir uns als Bürger dem Staate zur Treue verpflichten, so vereinigen wir unsere Gedanken auf die geheiligte Person des Kaisers und huldigen ihm, dessen starker Wille die Grenzen des Landes schützt, auf dem wir erwachsen sind, dessen Weisheit den Staat geschaffen hat, dem wir dienen wollen.

Nirgends mehr als in Bezug auf unser Staatsleben ist es gerechtfertigt zu sagen, daß wir, bei aller Ehrfurcht vor der Vergangenheit, keinen Grund haben uns der Gegenwart zu schämen. Nicht deshalb verlangen wir von euch, liebe Schüler, die Versenkung in das Studium des Altertums, damit ihr in übertriebener Schätzung desselben euch von dem Leben, das euch selbst einst aufnehmen wird, gleichgiltig abwendet. Aber in dem so viel durchsichtigeren Getriebe der antiken Welt liegen die Elemente noch gesondert, welche in dem komplizierten Bau der modernen Kultur zu oft schwer verständlichen Gebilden verschmolzen sind. Wer es unternehmen will, als denkender Teilnehmer an dieser Kultur mitzuarbeiten, der muß zuvor die sittlichen und geistigen Kräfte erkannt haben, von denen sie getragen ist. Wer dazu berufen wird, sei es auf dem Schlachtfelde oder in der Schulstube, im Gerichtsaale oder auf der Kanzel, das Amt eines Führers der Menge zu verwalten, dessen Geist muß von dem Einflusse der zufälligen Umgebungen, unter denen er aufgewachsen ist, befreit sein durch die Anschauung des Menschentums in seiner reinsten und vollkommensten Gestalt. Deshalb arbeitet unverdrossen in dem

Studium der alten Sprachen, lernt aus den Schriften der Griechen und Römer ihre Geschichte kennen, begeistert euch in der Verehrung für die Heldengestalten, an denen das Altertum so reich ist. Eure Pflicht ist es, als Knaben und Jünglinge die Erkenntnis zu gewinnen, mit der Begeisterung euch zu durchdringen, die ihr als Männer im Dienste des Staates einsetzen sollt, wenn anders ihr entschlossen seid einst tüchtige Bürger eures Vaterlandes zu werden. Und auf diese Pflicht euch von neuem zu besinnen, diesen Entschluß aufs neue in euch zu befestigen, das sei heute in euren Herzen eine würdige Feier für den Geburtstag eures Kaisers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.